



JOHANNA
VON WILD



DIE
ERLEUCHTUNG
DER
WELT



Historischer
Roman

SPANNUNG

GMEINER





JOHANNA VON WILD
Die Erleuchtung der Welt

JOHANNA VON WILD

Die Erleuchtung der Welt

Historischer Roman

GMEINER



Bisherige Veröffentlichungen im Gmeiner-Verlag
(unter dem Namen Biggi Rist gemeinsam mit Liliane Skalecki):
Elitewahn (2018), Frostkalt (2017), Ausgerottet (2017),
Rabenfraß (2016), Mordsgrimm (2014), Rotglut (2013),
Schwanensterben (2012)

Immer informiert



Spannung pur – mit unserem Newsletter informieren wir Sie
regelmäßig über Wissenswertes aus unserer Bücherwelt.

Gefällt mir!



Facebook: @Gmeiner.Verlag

Instagram: @gmeinerverlag

Twitter: @GmeinerVerlag

Besuchen Sie uns im Internet:
www.gmeiner-verlag.de

© 2019 – Gmeiner-Verlag GmbH
Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch
Telefon 075 75 / 20 95 - 0
info@gmeiner-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten
3. Auflage 2020

Lektorat: Sven Lang

Herstellung: Mirjam Hecht

Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart
unter Verwendung der Bilder von: © [https://commons.wikimedia.org/wiki/
File:Four_Men_Kneeling_before_God_-_Google_Art_Project.jpg](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Four_Men_Kneeling_before_God_-_Google_Art_Project.jpg)
und [https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Book_of_Hours_of_Simon_
de_Varie_-_KB_74_G37a_-_folio_091r.jpg](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Book_of_Hours_of_Simon_de_Varie_-_KB_74_G37a_-_folio_091r.jpg)

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-8392-6015-9

Für Ralf. 30 Jahre Sonnenschein.

»Attempto! – Ich wag's«

Graf Eberhard im Bart (1445–1496)

»Der Körper kann ohne den Geist nicht bestehen, aber der Geist bedarf nicht des Körpers.«

Erasmus von Rotterdam (1466–1536)

Die wichtigsten Personen

Helena	Tochter eines Tagelöhners
Wigbert	ihr Vater
Siegfried	ihr Bruder
Greta	ihre Schwester
Cuntz Wengerter	Winzer
Toman Ostheim	Student der Medizin

Historische Personen

Die Wittelsbacher

Mechthild von der Pfalz	Gräfin von Württemberg und Erzherzogin von Österreich
Kurfürst Ludwig III.	ihr Vater
Kurfürstin Matilde	ihre Mutter
Ludwig IV. (Wiggo) und Friedrich I. (Fritz)	ihre Brüder



Haus Württemberg

Graf Ludwig I.	Mechthilds erster Gatte
Ludwig II. und Eberhard V.	ihre Söhne
Graf Ulrich V.	ihr Schwager
Margarete von Kleve	Ulrichs erste Frau
Elisabeth von Bayern	Ulrichs zweite Frau
Margarethe von Savoyen	Ulrichs dritte Frau, zuvor Wiggos Gattin
Eberhard II. und Heinrich	Ulrichs Söhne aus zweiter Ehe



Die Habsburger

Friedrich III.	Kaiser im Heiligen Römischen Reich
Erzherzog Albrecht VI.	sein Bruder und Mechthilds zweiter Gatte

1425

Neckargemünd, September

Wie in den Städtchen nahe Heidelberg wurde auch in Neckargemünd die Geburt des dritten Kindes von Kurfürst Ludwig und seiner zweiten Gattin Matilda von Savoyen ausgelassen gefeiert. Einen kräftigen Jungen, der auf den Namen Friedrich getauft worden war, hatte die schöne Matilde, wie sie hierzulande genannt wurde, am ersten August geboren. Die stolze Mutter hatte darauf bestanden, auch das Volk an dem freudigen Ereignis teilhaben zu lassen, und so fuhr die kurfürstliche Familie in prächtigen offenen Kutschen durch die Straßen der Stadt, die gesäumt waren von jubelnden Menschen. Hüte und Kappen flogen in die Luft, und das Volk rief seiner Herrschaft Segenswünsche zu. In der ersten Kutsche saßen Ludwig und seine Frau, die den kleinen Friedrich auf dem Schoß hielt. In der zweiten Karosse befanden sich die erstgeborene Tochter Mechthild und ihr jüngerer Bruder Ludwig, mit dem die Amme alle Mühe hatte, weil er wie ein Fisch in ihren Armen zappelte. Eskortiert wurden die kurfürstlichen Kutschen von Rittern und Wachsoldaten, deren Uniformknöpfe mit den blitzenden Kandaren ihrer auf Hochglanz gestriegelten Pferde in der Septembersonne um die Wette blinkten. Knappen und Bedienstete folgten dem Zug zu Fuß.

Stauend und mit offenem Mund betrachtete die zehnjährige Helena den Prunk. Noch nie hatte sie so viel Gold und solch schöne bunte Kleider gesehen, geschweige denn einmal

einen Blick auf die kurfürstliche Familie geworfen. Sie stand in vorderster Reihe, konnte den Schweiß der Pferde riechen, die an ihr vorbeisritten, vermischt mit dem Geruch des Leders der silberbeschlagenen Zäumungen. Schon seit Stunden harnte sie hier aus. Sie hatte sich einfach von zu Hause davongeschlichen und nahm die Ohrfeige, die ihr deswegen wahrscheinlich bevorstand, billigend in Kauf. Endlich näherte sich ihr der prachtvolle Zug. Aufgeregt hüpfte sie auf und ab. Ihre dunkelroten Haare umspielten ihr hübsches Gesicht. Als die Kutsche auf ihrer Höhe war, trafen sich ihre Blicke mit jenen der Kurfürstentochter Mechthild. Die Sechsjährige stand plötzlich von ihrem Platz in der Kutsche auf und warf Helena etwas zu, das diese geschickt auffing.

Verblüfft starrte Helena die Prinzessin an, die sich schon wieder hingesetzt hatte und ihr, den Kopf über die Schulter gewandt, zuwinkte. Bevor Helena noch ein ›Danke‹ zu rufen vermochte, war die Karosse längst vorüber, und sie konnte gerade noch einen Arm in die Höhe recken, um Mechthild hinterherzuwinken.

»Prinzessin Mechthild, warum habt Ihr das getan?«, wollte eine der Hofdamen, die mit in der Kutsche saßen, naserümpfend wissen.

»Habt Ihr nicht die Haare des Mädchens gesehen? Genau so rot wie die Haare einer meiner Puppen. Ich musste ihr einfach eine davon schenken«, plapperte Mechthild aufgeregt.

Seit Pfalzgraf Otto von Mosbach seiner Nichte die beiden kleinen Puppen im März zum Geburtstag geschenkt hatte, schleppte Mechthild sie nahezu überall mithin. Otto hatte Schweifhaare seines Dunkelfuchshengstes geopfert, um einem Püppchen zu einer auffälligen Haarpracht zu verhelfen, das andere besaß dunkelblondes Haar. Dafür hatte er einer seiner Mätressen, während sie schlief, eine Strähne abgeschnitten. Die beiden Figürchen hatten in einer kleinen, gepolsterten

Schachtel Platz gefunden, die gerade in Mechthilds Handteller passte. Fasziniert von den winzigen, fast identisch aussehenden Püppchen hatte sie ihre anderen Spielzeuge kaum mehr beachtet. Es war ein spontaner Einfall gewesen, das Rothaarige dem Mädchen in der Menge zuzuwerfen, und es tat ihr keinen Augenblick leid.

Helena drängelte sich durch die Menschenmenge und lief nach Hause, um sich in Ruhe anzuschauen, was die Prinzessin ihr zugeworfen hatte. Vorsichtig öffnete sie ihre linke Faust, die das kleine Geschenk den ganzen Heimweg über fest umschlossen gehalten hatte. Ein aus Holz geschnitztes winziges Püppchen lag darin, das ein Brokatkleidchen trug und dunkelrote Zöpfchen besaß. Noch nie hatte Helena etwas derart Schönes geschenkt bekommen. Fest drückte sie die kleine Puppe an ihre Brust.

»Meine kleine Prinzessin, ich werde immer schön auf dich aufpassen«, sprach sie leise zu der kleinen Figur. Aus ihrem einfachen Schuh löste sie eines der dünnen Lederbändchen, knüpfte eine kleine Schlinge, die sie der Puppe um die Körpermitte band und noch einmal fest verknotete. Dann legte sie sich ihr Geschenk um den Hals und ließ den Anhänger unter ihrem derben braunen Kittel verschwinden.

1427

Neckargemünd, November

Anfang November war es bereits bitterkalt, und der eisige Wind pffiff nur so durch die Ritzen der Kate, die Helena, gemeinsam mit ihrer kleinen Schwester Greta, versuchte, mit dem schimmeligen Stroh abzudichten. Doch es nutzte wenig. Die kleine Fachwerkhütte stand in einer schmalen Gasse, wo sich weitere armselige Häuschen dicht an dicht drängten. Wigbert, der Vater der Kinder, verdingte sich als Tagelöhner, doch oft reichte das Geld hinten und vorne nicht, um die Familie ernähren und die Abgaben bezahlen zu können.

An der Herdstelle brannte ein kleines Feuer, welches die Kate aber nicht sonderlich erwärmte. Helenas jüngerer Bruder Siegfried war mit dem Vater unterwegs, in der Hoffnung, einen unvorsichtigen Hasen zu erlegen. Die letzte Ernte war ausgesprochen schlecht gewesen, und Getreide war teuer geworden. Wilderei wurde mit harten Strafen geahndet, aber der Hunger war zu groß, um sich darüber Gedanken zu machen. Zudem hatten sie die Hoffnung, nicht erwischt zu werden, so wie die meisten Wilderer.

»Geh nach oben in den Giebel und hol weiteres Stroh«, wies Helena ihre Schwester an. »Es ist immer noch viel zu kalt hier drin.«

In der Nähe des Herdfeuers lag ihre Mutter matt auf einer Strohunterlage, zugedeckt mit Schaffellen, ihre Stirn vor Schweiß glänzend. Die Niederkunft stand kurz bevor, und

Margret ahnte, dass sie diese Geburt nicht überleben würde. Die Wehen kamen jetzt immer öfter, und sie schrie ihre Qual hinaus. Helena hatte die Anweisungen ihrer Mutter befolgt und in einem eisernen Kessel Wasser erhitzt. Messer und Faden lagen bereit, um später die Nabelschnur zu durchtrennen und abzubinden.

Ihre Familie besaß nicht genug Geld, um sich eine Hebamme leisten zu können, und Margret hatte ihrer ältesten Tochter immer wieder eingeschärft, was ihre Aufgaben waren, wenn das Kind zur Welt kam. Aber Helena wusste auch so, was zu tun war. Sie hatte bereits oft geholfen, wenn in der Nachbarschaft ein Kind zur Welt gebracht worden war. Margret hatte schon einige Fehlgeburten erlitten, erst letztes Jahr war das Kind tot zur Welt gekommen. Nur knapp hatte Helenas Mutter überlebt.

Helena war nun die älteste, nachdem ihre Brüder, Hans und Johann, im vergangenen Jahr innerhalb weniger Tage an derselben gespenstischen Krankheit verstorben waren, die zunächst harmlos begonnen hatte: Fieber, Husten und Schnupfen, dann ein fleckiger Ausschlag. Hans hatte plötzlich ganz flach und schnell geatmet und irgendwann keine Luft mehr bekommen. Johann war wenige Tage darauf gestorben. Bevor er in einen Schlaf gefallen war, aus dem er nicht mehr erwachen sollte, hatte er über fürchterliche Kopfschmerzen geklagt.

Helena kniete neben ihrer Mutter, hielt deren Hand und versuchte, ihrer Angst Herr zu werden. Das lange dunkelrote Haar hatte sie zu einem dicken Zopf geflochten, der ihr über die linke Schulter hing. Ihre dunkelgrünen Augen starrten in die ihrer Mutter, die durch den Schmerz und die Todesangst fast schwarz erschienen. Greta, die emsig Stroh vom Giebel herbeigeschleppt und weitere Ritzen zugestopft hatte, stand regungslos abseits und fürchtete sich zu Tode.

Eine weitere starke Wehe fuhr durch Margrets ausgemergelten Körper, ließ ihn sich aufbäumen und danach kraftlos auf

das Strohlager sacken. Ein Schwall Fruchtwasser ergoss sich zwischen Margrets Beinen.

»Die Fruchtblase ist geplatzt, jetzt dauert es nicht mehr lange, mein Kind«, krächzte Margret heiser.

»Greta, schnell, bring mir das Wasser«, scheuchte Helena ihre kleine Schwester zum Feuer. Doch Greta stand wie versteinert da, glotzte mit aufgerissenen Augen auf die Szene vor ihr.

»Greta, steh hier nicht rum, los!«, schrie Helena.

Doch Greta war wie erstarrt. Sie war erst sechs Jahre alt. Das alles war zu viel für sie. Letztes Jahr war sie alleine mit Margret in der Hütte gewesen und hatte nur zusehen können, wie ihr Geschwisterchen unter den Schmerzensschreien ihrer Mutter tot geboren worden war. Dieser Anblick hatte das Mädchen zutiefst erschüttert, und jetzt schien sich alles zu wiederholen.

Wütend stand Helena auf, war mit drei großen Schritten beim Herd, wickelte sich ein Tuch um die Hand, hob den Kessel vom Feuer und brachte ihn zur Liegestatt. Sie tauchte beide Hände in das heiße Wasser, verzog schmerzhaft das Gesicht. Eine weitere Wehe folgte, und Margret begann zu pressen. Helena kniete sich zwischen die gespreizten Beine ihrer Mutter. Was sie sah, ließ sie scharf die Luft einziehen.

»Mutter, ich glaube, das Kind liegt verkehrt herum«, sagte sie leise, doch laut genug, dass Margret es hören konnte.

Margret erschauerte. Noch vor zwei Tagen war alles in Ordnung gewesen, doch dann hatte sich das Kind in ihrem Leib so heftig bewegt, und eine dunkle Ahnung hatte sie beschlichen, dass es sich gedreht hatte. Eine Steißgeburt. Ohne Hebamme. Selbst mit einer Gebärförderin stünden ihre Chancen schlecht. Aufgestützt auf ihre Hände, den Rücken durchgebogen, presste sie mit der nächsten Wehe den kleinen Körper bis zu den Schulterblättern heraus, spürte nicht, wie ihr Damm riss. Schnell und flach atmete sie, presste weiter, brüllte vor Schmerz. Helena schob ihren rechten Arm so unter den Bauch des Kindes, dass sie es sicher halten konnte. Mit ihren

Fingern tastete sie nach dem Mündchen, steckte den Zeigefinger hinein und senkte das Köpfchen auf den Brustkorb. Mit der letzten Wehe zog sie ihr Geschwisterchen heraus. Ein Junge. Kurz darauf glitt der Mutterkuchen mit einem riesigen Blutschwall heraus.

Schwer atmend ließ Margret sich nach hinten auf den Rücken fallen, bleich und von Schweiß durchnässt, ihre Haare klebten am Kopf. Helena gab ihrem Brüderchen einen Klaps, woraufhin ein schwaches Weinen zu hören war. Sanft legte sie das Neugeborene auf Margrets Bauch und tauchte einen Lappen in den Kessel, legte ihn beiseite, damit er etwas abkühlen konnte, bevor sie das Kind damit säuberte.

Margret hatte keine Kraft mehr und sah sich ihr Kind nicht einmal an. Teilnahmslos lag sie mit geschlossenen Augen da. Helena nahm den Faden, unterband die Nabelschnur an zwei Stellen und kappte mit dem scharfen Messer die Verbindung zwischen Mutter und Kind. Dann nahm sie den Lappen und begann, den Säugling von Blut und Schleim zu reinigen. Als sie in das Gesicht ihres Brüderchens blickte, wurde ihr bang ums Herz. Irgendetwas stimmte nicht mit ihm. Kleine mandelförmige Augen, eine viel zu hohe Stirn mit einem flammenden Mal, die Lippen seltsam geformt. Eine Hasenscharte. Die Ohren saßen viel zu tief am Köpfchen. Helenas Augen glitten an dem kleinen Körper entlang. Die linke Hand besaß sechs Finger. Sie riss sich von dem schrecklichen Anblick los, wickelte das Kind in eine Decke und legte es neben seine Mutter.

»Mutter, Mutter!« Vorsichtig rüttelte sie an Margrets Schulter.

Doch Margret rührte sich nicht, und immer noch floss Blut aus ihr heraus. Verzweifelt versuchte Helena, die Blutung mit dem Lappen zu stoppen, doch es nützte nichts.

Als ihr Vater und Siegfried nach Hause kamen, fanden sie Helena schluchzend, das Neugeborene fest an sich gedrückt,

neben der reglosen Margret. Greta saß mit angewinkelten Beinen in der Ecke, den Kopf auf die Knie gelegt und zwischen den Armen vergraben.

Wigbert stürzte zu seiner Frau, kniete sich neben sie, tätschelte die bleichen Wangen. Nichts geschah. Er zog ihren Kopf in seinen Schoß, rieb seine bärtige Wange an Margrets Gesicht. Ihre Atemzüge waren kaum wahrnehmbar, und Wigbert wusste, seine Frau lag im Sterben. Die Kinder konnten des Vaters Tränen nicht sehen, wofür er dankbar war. Der Schmerz des Verlustes zerriss ihn beinahe, doch er musste sich zusammenreißen. Siegfried begann, leise zu weinen, setzte sich neben Greta und zog seine kleine Schwester an sich.

Wie sollen wir den Säugling füttern? Milch haben wir keine, dachte Helena. Vielleicht bekommen wir von Anna etwas.

Anna besaß eine kleine Viehherde und einige Hühner, hatte ein gutes Herz und wohnte nur eine Gasse weiter. Hin und wieder steckte sie Wigberts Kindern etwas zu essen zu, meist ein Stückchen Käse oder einen Apfel.

»Und das Kind?«, fragte Wigbert mit gebrochener Stimme.

Sanft ließ er Margret, die wie leblos dalag, zurücksinken und kam mühsam auf die Beine.

»Es lebt, aber es ist schwach. Es kam mit dem Steiß zuerst auf die Welt, und Mutter hat nicht aufgehört zu bluten.«

»Gib es mir. Was ist es? Ein Junge?«

Wigbert streckte die Arme nach seinem Sohn aus.

»Vater ... er ...«, begann Helena zögernd und hielt das Neugeborene fest.

Wie sollte sie ihrem Vater beibringen, dass das Kind gezeichnet war?

»Gib ihn mir«, forderte Wigbert.

Wortlos überließ Helena ihm ihren winzigen Bruder. Als Wigbert in das zerkrautschte Gesichtchen blickte, fuhr er zurück, als hätte er einen Schlag erhalten.

»Das ist Teufelswerk!« Mit ausgestreckten Armen hielt er seinen Sohn von sich, der schwach strampelte und wieder zu schreien begann. Helena nahm den Säugling, wiegte ihn in den Armen und tätschelte ihm beruhigend das Köpfchen. Auch wenn er missgestaltet war, war er doch ein Lebewesen. Und ihr Bruder.

»Er hat Hunger, wir müssen ihm Milch geben, Vater.«

»Bist du verrückt geworden? Wir haben kein Geld für Milch, und schon gar nicht für eine Missgeburt!«, fuhr er sie an.

»Aber wir könnten doch Anna fra...«, begehrte Helena auf.

»Schweig! Siegfried, geh und hol den Priester, beeil dich!«, befahl er seinem Sohn, der sich daraufhin aufrappelte und wortlos verschwand.

»Und du bringst dieses scheußliche Ding weg. Geh schon, leg es in den Wald. Füchse und Wölfe werden dafür sorgen, dass es verschwindet«, herrschte Wigbert seine Tochter an.

Helena schüttelte trotzig den Kopf und unterdrückte aufsteigende Tränen. Wigbert verpasste ihr eine Ohrfeige, riss ihr den Säugling aus den Armen und stürmte aus dem Haus. Greta stand auf, lief zu ihrer weinenden Schwester, drückte sich an sie, um sie zu trösten.

»Komm, Greta«, schluchzte Helena und wischte sich die Tränen, die eine Spur durch ihr dreckiges Gesicht gezogen hatten, mit dem Handrücken ab. »Wir müssen Mutter waschen, damit sie anständig unter die Erde kommt.«

Schweigend, nur durch gelegentliche Schluchzer unterbrochen, machten sich die Mädchen an die traurige Arbeit. Margret atmete immer noch, erlangte aber das Bewusstsein nicht wieder, auch nicht als der Vater zurückkam. Im Schlepptau hatte er Siegfried und den Priester, die er beide unterwegs getroffen hatte.

Der vom Alter gebeugte Priester strich den Mädchen sanft übers Haar und legte sich seine Stola rechts und links über die Schulter. Dann kniete er sich neben die Sterbende.

»Bekenne deine Sünden, Margret, damit ich dir die Absolution erteilen kann«, sagte er. Eine Antwort erhielt er nicht.

Der Priester tauchte seinen Zeigefinger in ein Öltöpfchen und zeichnete Kreuze auf Margrets geschlossene Augenlider, Ohren, Nasen, Lippen, Brust, Herz, Schultern, Hände und Füße.

»Ich salbe diese Hände mit geweihtem Öl, im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes, auf dass getilgt werde, was sie durch unerlaubtes oder schändliches Tun ange richtet haben.«

Dann zog er einen kleinen Beutel unter seinem schwarzen Gewand hervor, um ihm eine Hostie zu entnehmen, die er Margret in den Mund legte. Ein tiefer, rasselnder Atemzug war zu hören, und Margrets Lebenslicht erlosch. Ächzend kam der Priester auf die Beine.

»Wo ist das Kind, damit ich es taufen kann?«

Wigbert schluckte. »Es war eine Missgeburt. Sie hat meiner Frau das Leben gekostet. Ich habe sie in den Wald gebracht.«

»Missgeburten sind des Teufels. Hat Margret sich versündigt?«

Wigbert schüttelte verzweifelt den Kopf. »Nein! Margret war die beste Ehefrau, die man sich nur wünschen konnte. Fleißig, ehrlich und eine gute Mutter. Täglich hat sie gebetet und ist regelmäßig zur Beichte gegangen.« Dann ging er in eine Ecke, wo eine kleine Kiste stand, in der nur wenige Münzen lagen. Er fischte zwei heraus und bezahlte die Stolgebühr. Geschickt ließ der Priester die Münzen unter seiner schwarzen Soutane verschwinden. »Gehabt euch wohl«, sagte er und verschwand.

Vor wenigen Tagen hatten sie Margret begraben, und Wigbert wusste nicht, wie er seine Kinder über den Winter bringen sollte. Die sehr überschaubare Anzahl Säcke mit Weizen, Gerste und Äpfeln lagerte in einer Ecke der Scheune, die an die Kate grenzte. Wenigstens für Helena sollte er Arbeit finden,

dann hätte er nur noch zwei Mäuler zu stopfen. Mit geübten Bewegungen wetzte er seine Sense, jetzt im Winter war Zeit, um Gerätschaften in Ordnung zu bringen. Er hob den Kopf, als er Anna auf sich zukommen sah. Ihr pausbackiges Gesicht mit den rot gefärbten Wangen wirkte immer fröhlich, obwohl vor wenigen Wochen ihr Mann am Wechselfieber gestorben und das Leben als kinderlose Witwe nicht leicht war.

»Wigbert, ich habe nachgedacht«, begann sie, »jetzt, nachdem Margret gestorben ist, Gott hab sie selig, möchte ich dir einen Vorschlag machen.«

Der Tagelöhner sah sie aufmerksam an.

»Ich würde gerne Greta zu mir nehmen. Die Mutter wird ihr fehlen, sie ist ja noch so klein, und ich kann deine Tochter vieles lehren. Was meinst du?«

Stumm dankte Wigbert dem Allmächtigen für diese Frau. Eine Sorge weniger.

»Anna, dich schickt der Himmel. Du glaubst gar nicht, was für eine Last du mir damit von den Schultern nimmst. Meine Greta kann auch schon spinnen, sie ist sehr geschickt mit ihren kleinen Fingerchen.«

»Gut, dann schick sie morgen zu mir. Brauchst du noch etwas? Ich helfe euch gern, wenn ich kann«, bot Anna ihm an.

»Nein, du hilfst mir schon damit, wenn du Greta zu dir nimmst. Vielleicht finde ich ja auch Arbeit für Helena. Oder am besten gleich einen Mann. Sie wird bald zwölf, alt genug, um zu heiraten.«

Anna runzelte die Stirn. Sie war der Meinung, zwölf Jahre alte Mädchen waren noch halbe Kinder und viel zu jung, um verheiratet zu werden. Die meisten Mädchen dieses Alters erlitten Furchtbares in der Hochzeitsnacht. Wurden sie nicht gleich schwanger, was bei den wenigsten der Fall war, hatten sie nahezu jede Nacht ein Martyrium zu erdulden.

»Ich würde mir das noch mal überlegen, Wigbert«, sagte sie vorsichtig, denn die meisten Männer mochten keine Rat-

schläge von Frauen. »Schließlich hast du dann keine Frau mehr im Haus. Meinst du, Siegfried übernimmt die Hausarbeit und backt Brot?«

Dafür ertete sie tatsächlich zustimmendes Kopfnicken. Offenbar hatte Wigbert darüber noch gar nicht nachgedacht. Er hielt ihr die Hand hin.

»Abgemacht, Greta geht zu dir.«

Anna nahm die dargebotene Rechte und freute sich, die bildhübsche Helena erst mal vor Schlimmerem als einem Hungerwinter bewahrt zu haben.

1428

Heidelberg, Januar

Kurfürst Ludwig war krank von der Pilgerfahrt ins Heilige Land nach Schloss Heidelberg zurückgekehrt. Auch die Pilgerreise hatte ihm den Schmerz über den frühen Tod seines Sohnes Ruprecht, der aus der ersten Ehe mit Blanca von England stammte, nicht nehmen können. Blanca selbst war viel zu früh mit nur siebzehn Jahren am Wechselfieber verstorben, und Ludwig hatte Ruprecht als seinen Thronfolger angesehen. Nachdem dieser vor zwei Jahren seiner Mutter ins Grab gefolgt war, hatte Ludwig die Pilgerfahrt unternommen. Zuvor hatte er mit seinem jüngsten Bruder Otto einen Vertrag über gegenseitige Beerbung geschlossen, und für den Fall, sollte er auf der Reise sterben, diesem die Vormundschaft für seine Kinder übertragen. Außerdem hatte Otto stellvertretend während Ludwigs Abwesenheit die Regierungsgeschäfte mit den kurfürstlichen Räten übernommen. Auf Otto war Verlass.

Das Augenlicht des Kurfürsten wurde zusehends schlechter, und das Lesen, das er so liebte, immer schwieriger.

»Ich vermache meine kostbaren Bücher und Handschriften der Universität«, eröffnete Ludwig seiner Frau, »damit das Wissen all jener Gelehrten, die sie geschrieben haben, künftig den Studenten frei zur Verfügung steht und nicht verloren geht.«

Er nahm einen Schluck Wein aus dem silbernen Pokal und bedeutete einem Diener, ihm ein weiteres Stück Fasan auf den

Teller zu legen. Matilde nickte zustimmend und lenkte das Gespräch in eine andere Richtung. »Meister Jorg wünscht, dass du dir die Fortschritte am Langhaus der Heiliggeistkirche ansiehst.«

Ludwig nickte versonnen.

»Ich hoffe, ich erlebe die Fertigstellung noch, es geht mir manches Mal nicht schnell genug voran«, seufzte er. Dann wandte er sich an seine Ratgeber, die mit an der hohen Tafel saßen. »Sigismund will neue Truppen aufstellen ...«

»Vater, Vater«, platzte plötzlich seine Tochter Mechthild, die bald ihren neunten Geburtstag feiern würde, aufgeregt mitten in die Unterhaltung. »Ich kann Verse von Petrarca aufsagen. Wollt Ihr sie hören?«

Eigentlich hätte Ludwig seiner Ältesten eine Rüge erteilen sollen, konnte aber ob ihrer kindlichen Freude ein Schmunzeln nicht unterdrücken. Außerdem war er stolz auf sie. Es erfüllte ihn mit Freude, dass sie, genauso sehr wie er, die Liebe zu Büchern teilte. Erst neulich hatte sie ihn zum Lachen gebracht, als er sie mit zur Universität genommen hatte, und Mechthild ein wunderbar verziertes Buch ehrfürchtig berührt und an ihm geschnuppert hatte, den Geruch der alten Seiten tief einatmend. Auf ihren Gesichtszügen hatte ein seliges Lächeln gelegen.

»Nichts riecht so gut wie Papier und Pergament«, waren ihre Worte gewesen.

»Dann lass uns teilhaben an deinem neu erlernten Wissen.«

Mechthild gab fünf Verse zum Besten, genoss den höfischen Applaus.

»Sehr gut, mein Kind«, lobte Ludwig. »Doch nun denke ich, ist es an der Zeit, zu Bett zu gehen. Jedenfalls für dich«, fügte er hinzu und strich ihr sanft über die Wange.

Nur selten zeigte Ludwig seine Zuneigung zu seiner Tochter so offen. Sie war ein außerordentlich kluges Geschöpf, und bereits jetzt erkannte man, dass sie auch zu einer bildschönen Frau heranwachsen würde. Graf Ludwig von Württemberg

konnte sich glücklich schätzen, in einigen Jahren Mechthild als seine Frau heimzuführen. Die Verlobung zwischen dem sieben Jahre älteren Ludwig war bereits acht Monate nach Mechthilds Geburt arrangiert worden. Der Kurfürst konnte nur hoffen, dass Mechthild und ihr zukünftiger Gemahl auch miteinander glücklich wurden. Manch vereinbarte Ehe glich mehr einer Heimsuchung und verursachte den Eheleuten nichts als Kummer.

»Der Kaiser plant eine Steuer, um neue Truppen ausheben zu können«, nahm Ludwig den Faden wieder auf, nachdem die Kinderfrau Mechthild an der Hand genommen und aus der Halle gebracht hatte.

»Er wird schon Hussitenpfennig genannt«, warf einer seiner Ratgeber ein.

»Die Hussiten werden nie Ruhe geben, fürchte ich. Seit der Häretiker Jan Hus in Konstanz verbrannt wurde, folgt ein Kreuzzug dem nächsten.«

»Und dieser verdammte, verzeiht, Euer Durchlaucht ...«, unterbrach sich der Rat selbst, doch der Kurfürst winkte ab. »Prediger Prokop wird mit jedem Sieg über die Kaiserheere stärker. In Böhmen steht bald kein Stein mehr auf dem anderen.«

Kurfürst Ludwig seufzte. Er würde seinem Bruder, Pfalzgraf Johann, dessen Land an Böhmen grenzte, weiterhin beistehen müssen. Lieber wäre ihm, er könnte das Geld, das Kriege verschlangen, dafür nutzen, um noch mehr Bücher und Handschriften für seine Bibliothek zu erwerben.

Wigbert saß derweil betrunken in einem Wirtshaus in Neckargemünd, dabei war es noch nicht einmal Mittag. Seit Margrets Tod hatte er sich mehr und mehr in den Suff geflüchtet, die Anzahl der Münzen in der kleinen Truhe war dramatisch zusammengeschrumpft. Nur ab und an fand er Arbeit als Tagelöhner, was im Winter ohnehin schwer war. Zudem sprach es

sich langsam herum, dass Wigbert mehr trank, als ihm guttat, sodass die Handwerker lieber jemand anderen für Handlangerdienste einstellten. Nie hätte Wigbert für möglich gehalten, wie sehr ihm seine Frau fehlte.

Helena hielt das Haus zwar in Ordnung, flickte Kleidung, buk Brot, doch sie war kein Ersatz für seine geliebte Margret. Vor allem schlich sie sich, wann immer es ging, zu den Ställen eines Großbauern, der vier Pferde sein eigen nannte. Helena war verrückt nach den Tieren, liebte ihre Sanftheit und die Ruhe, die sie ausstrahlten. Wie oft hatte Wigbert seiner Tochter schon zu Margrets Lebzeiten verboten, dorthin zu gehen, aber sie hörte nicht. Zudem war sie versessen darauf, Lesen und Schreiben zu lernen. Und wenn sie sich nicht zu den Pferden davonmachte, verschwand sie zur Pfarrschule. Dort hatte sie einen Jungen gefunden, der ihr die Buchstaben beibrachte. Manches Mal hatte Wigbert seine Tochter vorgefunden, wie sie selbstvergessen mit den Fingern Buchstaben in den Schmutz malte. Ohrfeigen hielten sie nicht davon ab, sich immer wieder aus dem Staub zu machen. Und Margret hatte stets zu ihr gehalten.

Wigbert vermisste die Gespräche mit seiner Frau. Margret war sein Fels in der Brandung gewesen, wenn es Schwierigkeiten gegeben oder das Geld hinten und vorne nicht gereicht hatte. Sie war eine starke Frau gewesen, viel stärker als er, und Helena wurde ihr, was das anbelangte, immer ähnlicher.

Jemand knuffte ihn in die Seite und riss ihn aus seinen wehmütigen Gedanken.

»Wigbert, du bist dran«, forderte ihn sein Tischnachbar auf.

Wigbert griff nach dem ledernen Würfelbecher, schüttelte ihn und stülpte ihn auf den rohen Holztisch, lüftete ihn. Nur eine Zwei und eine Drei. Das reichte bei Weitem nicht, um die beiden Fünfen, die gerade gewürfelt worden waren, zu übertrumpfen. Verloren. Schon wieder.

»Tja, Wigbert, sieht schlecht für dich aus, ich fürchte, du

musst mich bezahlen«, feixte Cuntz. Der Winzer schien das Glück gepachtet zu haben, hatte kaum eine Würfelrunde verloren, und das Häufchen gewonnener Münzen vor ihm wuchs stetig.

»Wie viel?«

»Drei Gulden.«

Großer Gott, das konnte er niemals bezahlen. Für drei Gulden musste er zwei Monate arbeiten. Mit einem Schlag war er nüchtern.

»So viel habe ich nicht«, antwortete Wigbert heiser.

Cuntz' Gesicht nahm einen harten Zug an.

»Dann gib mir, was du hast, und den Rest zahlst du mir bis Ende Jänner.«

»Aber wovon soll ich dann leben? Jetzt ist keine Erntezeit, kaum einer braucht einen Tagelöhner. Ich komme so schon schlecht über die Runden. Das kann ich nicht, meine Kinder ...«, rief Wigbert entsetzt.

»Nicht meine Angelegenheit. Du hast Geld zum Würfelspiel, dann kann es so schlimm nicht sein«, erwiderte Cuntz Wengerter unversöhnlich.

»Er hat recht, Wigbert«, pflichtete einer der Mitspieler dem Winzer bei.

Fieberhaft dachte Wigbert über einen Ausweg nach. Dann kam ihm ein rettender Gedanke. »Meine Tochter Helena könnte die Schulden bei dir auf dem Weinberg abarbeiten oder im Haus. Bald ist Mariä Lichtmess, da kannst du sicher ein paar Hände mehr gebrauchen. Sie ist fleißig, geschickt und nicht dumm. Ich würde sie dir überlassen, bis die Schulden abgetragen sind.«

»Ist sie hübsch?«

Wigbert pries Helenas Vorzüge in den höchsten Tönen. »Feingliedrig und anmutig wie ein Reh ist sie, und trotzdem kann sie zupacken. Ihr Haar hat eine besondere Farbe, dunkelrot, wie das Herbstlaub, und ihre grünen Augen funkeln

wie Edelsteine. Und sittsam ist sie, wie es sich für ein anständiges Mädchen gehört. Ein wahrer Engel, gottesfürchtig und gehorsam.«

»Schon gut, Wigbert, bevor du mir noch weismachst, sie ist die Jungfrau Maria, schau ich sie mir lieber selbst an. Und nun lass uns gehen.« Er stieß Wigbert den Ellbogen in die Rippen.

»Jetzt?«

»Natürlich jetzt.«

»Ja, ja, einverstanden, ich versichere dir, ich habe nicht übertrieben, was meine Tochter anbelangt«, beeilte sich Wigbert zu sagen und stürzte sein Bier in dem fast vollen Becher in einem Zug hinunter.

Mühsam und schwankend erhob sich Wigbert von seinem Hocker und verließ, gefolgt von Cuntz, das Wirtshaus. Draußen waren die Gassen matschig. Der Winter hatte in den letzten Wochen die Natur fest im Griff gehabt, doch seit zwei Tagen war Tauwetter eingetreten, das den gefrorenen Untergrund in Schlamm verwandelt hatte. Der Winzer nahm Wigbert mit auf seinen Wagen, ließ die Leinen auf die dunkelbraunen Pferderücken klatschen, und die beiden Tiere zogen geduldig an.

Als Wigbert und Cuntz die Kate betraten, war Helena gerade dabei, einen Brei aus Weizen zu kochen. Mit kräftigen Bewegungen rührte sie im Topf und gab noch ein paar verschrumpelte Zwiebeln hinzu, damit die Mahlzeit nicht ganz so fade schmeckte.

»Helena, bring unserem Gast und mir etwas zu trinken«, forderte Wigbert seine Tochter mit schwerer Zunge auf.

Helena blickte über die Schulter und betrachtete argwöhnisch den Fremden, der neben ihrem Vater stand. Groß gewachsen, breite Schultern, einen stattlichen Bauch vor sich hertragend, hellbraunes Haupthaar und einen etwas dunkleren Bart. Seine Gesichtszüge wirkten hart, und seine braunen Augen musterten Helena kalt. Sie holte zwei Becher und einen Krug mit Dünnbier. Beides stellte sie auf den Tisch, schenkte

ein und wollte sich gerade wieder der Feuerstelle zuwenden, als Cuntz sie grob am Handgelenk packte.

»Nicht so schnell, meine Hübsche.«

Helena erstarrte und spürte einen Kloß in ihrem Hals.

»Du hast nicht zu viel versprochen, Wigbert«, wandte sich Cuntz an seinen Gastgeber. »Ein hübsches Mädchen hast du da, und wenn ich mich hier so umsehe, hält sie deine Hütte in Ordnung.«

Helena warf ihrem Vater einen fragenden Blick zu, doch dieser wich ihr aus.

»Ich hab's dir doch gesagt. Dann gilt jetzt unsere Abmachung«, krächzte Wigbert heiser.

»Was für eine Abmachung, Vater?«, wagte Helena mit klopfendem Herzen zu fragen.

Doch dieser blieb ihr die Antwort schuldig, senkte den Blick beschämt zu Boden. An seiner statt klärte der Winzer sie grinsend auf und gab ihren Arm frei.

»Du kommst mit zu mir und arbeitest die Spielschulden deines Vaters ab.«

Entsetzt riss Helena die Augen auf. »Wie konntest du nur?«, rief sie wütend. »Statt zu arbeiten, versäufst und verspielst du das Wenige, das wir haben! Und das am helllichten Tag. Ich ...«

Eine schallende Ohrfeige Wigberts brachte sie zum Schweigen. Ihre Wange brannte und Tränen stiegen ihr in die Augen, doch Helena drückte sie tapfer zurück. Sie würde sich keine Blöße geben und weinen. Fest presste sie ihre Kiefer zusammen. Ihre Augen wurden zu schmalen Schlitzten, als sie seinen Blick erwiderte. Ihr Vater verschacherte sie wie ein Stück Vieh. Das würde sie ihm nie vergeben.

»Koch den Brei fertig, dann gehst du mit Cuntz.«

Seine traurigen Augen ließen sie wissen, es tat ihm leid, sie geschlagen zu haben.

Nur gut, dass Mutter das nicht mehr erleben muss. Bestimmt dreht sie sich im Grabe um, dachte Helena zornig.

»Du kannst deinen Brei alleine kochen, ich gehe gleich«, schleuderte sie ihm entgegen. »Oder frag Siegfried, vielleicht übernimmt der nun die Hausarbeit.«

Cuntz Wengerter gefiel das Mädchen immer besser. Von wegen gehorsam. Eine kleine Rebellin war sie. Die Zeit mit Helena auf seinem Wingert versprach spannend zu werden. Er würde ihr ihre Widersetzlichkeit schon austreiben, freute sich der Winzer diebisch.

»Stimmt genau, Wigbert, jetzt musst du wohl selbst den Brei rühren, es riecht schon ein wenig angebrannt«, feixte er. »Na komm schon, Mädchen, vor uns liegt ein ordentliches Stück Weg.«

»Mein Name ist Helena«, sagte sie mit fester Stimme.

Sie nahm den alten Mantel ihrer Mutter, der schon deutlich bessere Tage gesehen hatte, und verließ hoch erhobenen Hauptes die Kate, ohne ihren Vater eines Blickes zu würdigen. Cuntz folgte ihr auf dem Fuß, nicht ohne Wigbert zuzuwinkern.

»Steig hinten auf«, forderte der Winzer, hievte sich auf den Kutschbock und nahm die Zügel in die Hand. Der Wagen setzte sich in Bewegung.

Als Winzer verdiente er gutes Geld und konnte sich Pferde und Wagen leisten. Helena war froh, dass sie nicht zu Fuß gehen musste. Ihre schäbigen alten Schuhe hielten mit viel Glück gerade noch diesen Winter über durch. Vielleicht war es ja ein Wink des Schicksals, dass ihr Vater beim Würfeln verloren hatte.

Wenn ich mich anstrengende und fleißig bin und mich unentbehrlich mache, dachte sie, behält Cuntz mich vielleicht als Magd. Das wäre besser, als wieder zurück zu Vater zu gehen. Bestimmt sind die Schlafstätten für die Arbeiter auf dem Wingert trockener und wärmer als die in unserer armseligen, zugigen Hütte.

»Helena! Helena!«